

Predigt zum 2. Fastensonntag 28.02./01.03.2015

Eine schreckliche Geschichte, liebe Gemeinde,

„nimm deinen Sohn... und bring ihn... als Brandopfer dar“. Sicher, man kann das erklären.

Mag sein, dass die Geschichte den Übergang vom Menschenopfer zum Tieropfer markiert

und rechtfertigen soll. Aber dennoch: Wie kann das in der Bibel Platz finden? Ist Gott so

etwas zuzutrauen? Dass er uns so auf die Probe stellt? Sicher, es gibt ein „happy end“. Wir

können allerdings nicht so tun, als wüssten wir nichts von psychologischen

Langzeitwirkungen, seelischen Traumata, die das haben muss – mindestens bei Isaak,

vielleicht sogar noch bei seinen Kindern. Auseinander genommen, wegargumentiert,

entschärft bleibt von der Erzählung allerdings die nackte Frage: Was ist Dir Gott wert?

(An anderer Stelle beschäftigt uns in dieser Fastenzeit die Frage: „Was ist mir heilig?“ Hier

wird die Frage verschärft:) Was ist mir das insgesamt wert? Der Glaube – im Hebräischen

heißt er „Ämunah“. Das steckt im Wort „Amen“. „Ämunah“ meint nicht nur „Überzeugung“

oder gar „Meinung“, also etwas Theoretisches und sei es auch noch so wichtig. „Ämunah“

meint die Beziehung zu Gott, Erlebnis und Bindung, die Beziehung, aus der wir empfangen,

wer wir wirklich sind, aus der wir uns selbst empfangen. Also: Was ist uns das wert?

Lassen wir die Frage einen Augenblick stehen. „Gott schenkt uns seinen Sohn“ oder

feierlicher „Gott...hat seinen eigenen Sohn... für uns alle hingegeben“, hören wir von der

anderen, von Gottes Seite. Das ist recht sanft formuliert. Das bedenkliche Wort „Opfer“ ist

ersetzt worden durch allgemeinere und abstraktere Worte. Auch aus dieser Feier ist es meist

herausgekürzt und blitzt nur wie eine scharfe Kante an manchen Stellen auf. In ein paar

Jahrzehnten sind Theologie, Katechese und Frömmigkeit von einer martialisch-

schwärmerischen Überbetonung zum anderen Extrem einer verschämten Unterschlagung

geraten. Dabei ist es schon beim Betreten der Kirche offensichtlich: Das hier (Altar) ist kein

normaler Tisch. Bei näherem Hinsehen und Vergleichen wird dem neutralen Beobachter

auffallen: Im Unterschied zu etwa einem Hindu-Tempel fehlt der Abfluss für die

Flüssigkeiten – ob Blut, Saft oder Wasser. Die Grundidee des Opferaltars ist aber immer noch

offensichtlich. Und da sind wir wieder bei der schrecklichen Abrahamsgeschichte, beim Opfer

des Sohnes. Ich will doch nicht, dass Gott seinen Sohn opfert, in den Tod schickt! Selbst

wenn das nett gemeint ist, es wirft kein wesentlich besseres Licht auf ihn als die Forderung

gegenüber Abraham! Hier laufen wir, scheint mir, direkt in die Falle unserer christlichen

Gottesbilder. Damit meine ich auch ganz wörtlich unsere Bilder von Gott, Fenster, Gemälde

etc. Die waren nicht zu Unrecht im Laufe der 2000 Jahre Christentum immer wieder

umstritten. So manches Mal nehmen sie nicht ernst, dass Gott wirklich ganz anders ist, lösen

ihn auf zu drei Figuren, die auch miteinander Skat spielen könnten, wenn der eine nicht ein Vogel wäre – der Geist immerhin als letzte Grenze der Darstellbarkeit. Damit ist der Boden bereitet für die Idee eines göttlichen Vaters, der einfach, von mir aus auch schweren Herzens, einen anderen losschickt, wie zu allen Zeiten sogenannte Landesväter, die Söhne des Landes in Kriege schickten. Nein, es ist immer zugleich ganz Gott selbst in all seiner Herrlichkeit, die sich da auf dem Berg der Verklärung zeigt. Soviel Verwirrung muss bleiben, damit wir nicht meinen, Gott in den Griff zu bekommen: Jesus Christus, Gottes Sohn, und doch ganz Gott selbst. Wir sind ihm so viel wert, dass er den sicheren Abstand opfert, den großen Unterschied selbst, Leben und Ansehen.

„Und was bin ich Euch wert?“ Diese Frage spielt Gott damit an uns zurück. Andere Religionen meinten, sich mit großzügigen Opfern Gottes Zuwendung erst verdienen zu müssen, für das eigene Leben und Wohlergehen mindestens etwas Lebendiges hergeben zu müssen. Davon sind wir befreit. Es geht um nicht mehr aber auch nicht weniger als um eine Antwort auf Gottes Vor-Gabe, auf Gottes Hingabe. „Was bin ich Euch wert?“

Wir hören immer häufiger wieder von Christen, die wegen ihres Glaubens ermordet werden. „Märtyrer“ werden sie dann genannt. Das Wort bedeutet „Zeuge“. Unser Pfarrpatron Nikomedes war einer der Ersten. Sie bezeugen: „Wir hätten auch alles leugnen können. Wir hätten unserem Glauben abschwören können, diese spezielle Beziehung abbrechen. Aber sie ist uns zu wichtig dafür. Wir glauben fest daran, dass sie auch durch den Tod hindurch hält.“ Wir können dankbar sein, dass sich uns diese Herausforderung nicht stellt, aber sie macht die Frage dringender: „Was bin ich Euch wert?“ und ergänzt sie: Wie können wir zeigen, bezeugen, was Gott uns wert ist?

Es ist eine der Kernfragen der Fastenzeit. Als Fastenopfer sucht sie konkrete Gestalt, ganz einfach, manchmal banal, vielleicht erst einmal als eine befristete Übung oder auch nur als einmaliger Vorgang: Auf was kann ich verzichten, was kann ich loslassen, was kann ich aufgeben, hergeben, um zu zeigen: Gott ist mir wichtiger? Probieren wir in dieser Zeit die eine oder andere Antwort. Amen.

Einleitung I.

Manchmal fast gleichzeitig und auf jeden Fall regelmäßig treffe ich Leute, die mir sagen: „Ich bin kein Kirchgänger.“ Einige sagen das entschuldigend. Ich soll wissen, dass ich etwa bei einer Taufe mit einer gewissen Fremdheit im Umgang mit dem Phänomen Gottesdienst rechnen muss. Andere sagen das mit Geringschätzung, so als wäre es völlig überholt, noch zur Kirche zu gehen. Darüber ärgere ich mich. Ich hoffe, ich darf das dann auch stellvertretend für Sie alle tun, für Sie, die Sie hier sind, z.T. sogar jeden Sonntag. Bestenfalls werden Entschuldigungen ins Feld geführt: Einen Tag in der Woche mal ausschlafen... der Weg... die Kinder... - Vielleicht wird unser Glaube ja auch nur zu billig, zu bequem angeboten. Alle paar hundert Meter eine Kirche, Gottesdienstzeiten in breiter Auswahl, Katechese als Event, eingereiht in den großen Erlebnispark unserer Gesellschaft.

Einleitung II.

Mit einem Seelsorgeteam hatten wir mal ein 24-Stunden-Handy eingeführt. Es gab aber keine dankbare Rückmeldung nur Kritik: Da war der Kaplan eine halbe Stunde nicht erreichbar gewesen – vielleicht im Funkloch, im Lärm, beim Einkaufen, unter der Dusche – schon kamen Beschwerden. Erstaunlicherweise wächst Zufriedenheit und Dankbarkeit nicht proportional zur Bequemlichkeit. Mit der Bequemlichkeit wachsen vielmehr die Ansprüche. Wie selbstverständlich nehmen wir eigentlich das, was unseren Glauben bis hierhin gefördert und getragen hat? In welchem Verhältnis steht unser Nehmen und Geben Gott gegenüber?